

(Nachdruck verboten.)

12]

## Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

Graf Lobtschütz zeigte sich jedoch seiner Aufgabe gewachsen. Es war ihm ein leichtes, Tesmer zu überzeugen, daß ein selbstständiges Vorgehen des Vereins sowohl hinsichtlich der Zeitungsgründung als der Wahlkampagne der jungen Bewegung schaden mußte, während ein enges Anlehnen an die konservativen Elemente dem Verein nur unendlich förderlich sein konnte. Als er Tesmer vollends ein konservatives Reichstags-Mandat in sichere Aussicht stellte, war es mit dessen Selbstständigkeitsgelüsten vorbei. Es wurde abgemacht, daß die Gründung des Blattes einstweilen unterbleiben und die Mitglieder des Vereins unter dem konservativen Banner in den Wahlkampf ziehen sollten.

Sobald diese Fragen geregelt waren, begann Tesmer seine Aufmerksamkeit wieder mehr den Sentener Verhältnissen zuzuwenden. Die immer offener auftretende Opposition in der Fabrik und in der Gemeinde erregte seinen heftigsten Groll. Er ließ sich keine Gelegenheit entgehen, dieses Verhalten als Ausfluß liberaler, anarchistischer Ideen hinzustellen. Er hatte die Fabrik gegründet, durch seine Intelligenz auf die jetzige Höhe gebracht, und nun wollten ihn diese Bauern, die durch ihn zum größten Theil recht vermögende Leute geworden waren, einfach bei Seite schieben? Warum? Aus Neid über seine sonstigen Erfolge, aus Undankbarkeit, die aller guten Thaten Lohn ist. In der Gemeinde sollte er nicht mehr schalten und walten dürfen wie bisher? Er, der die höchsten Steuern zahlte, von dessen Wohl und Wohlergehen die Existenz so vieler Familien abhing? Er, der die Besserung der Lage der Bauern und Tagelöhner geradezu zu seiner Lebensaufgabe sich gemacht hatte?

Ja, das war der revolutionäre Geist, der auch hier einzudringen suchte, den er aber bei Zeiten ausmerzen wollte, so wahr er Tesmer hieß!

Zimmer heftiger redete er sich in seine kommende Rolle als konservativer Politiker hinein. Jede Aufsehnung gegen seine Person war eine solche gegen die staatliche und göttliche Obrigkeit. Indessen nicht umsonst war er der reichste Mann im Umkreise, nicht umsonst die höchste Staatsperson in diesem Bezirke! Er wollte dafür Sorge tragen, daß die Geseßlichkeit und die Ordnung triumphiren sollten über diesen Geist revolutionärer Gesinnung! Entschlossen ging er ans Werk.

Zuerst: Hinaus mit der liberalen Presse aus seinem Amtsbezirk! Er ließ sich jeden Gastwirth einzeln kommen und gab ihm mehr oder weniger deutlich zu verstehen, daß das Halten eines anderen als konservativen Blattes gleichbedeutend sei mit Chikanen und Maßregelungen von seiner Seite. Seinen Arbeitern, Lieferanten und Beamten unterjagte er ohne alle Umstände das Halten liberaler Blätter oder das Betreten von Gastwirthschaften, wo solche auslagen. In jedem Dorfe gründete er einen sogenannten Ordnungsverein, dem beizutreten alle aufgefodert wurden. Wer nicht beitrug, galt als Liberaler oder Sozialdemokrat und hatte die Folgen zu tragen. Eine Anzahl Spione überwachten die Wirthshäuser und Privatgespräche. Eine Menge von Maßregelungen mißliebiger Personen unterstützte sein Vorgehen. Der Erfolg seines Wirkens war bald ein gewaltiger. Bis auf einige wenige Personen, die unabhängig genug waren, aus ihrer Gesinnung kein Hehl machen zu müssen, schien die ganze Gegend konservativ geworden zu sein.

Alsdann ging Tesmer an eine weitere Ausdehnung seines wirtschaftlichen Einflusses. Ein Duzend kleiner Bauern waren ihm gegenüber in einer ähnlichen Lage wie Wegner. Ein Wort von ihm, und sie gingen morgen als Bettler von ihren Höfen. Einstweilen fürchtete Tesmer aber einen Skandal und gab ihnen eine Galgenfrist. Als Gegenleistung sicherte er sich ihre Stimmen bei der nächsten Versammlung der Fabrikaktionäre. In der Gemeinde mußten sie längst nach seiner Pfeife tanzen.

Die Fabrik hatte eine glänzende Kampagne hinter sich; nach den langen dividendarmen Jahren ein wahres Glück für die kleineren Theilhaber. Die Offerten der Magdeburger Zuckeragenten waren augenblicklich sehr günstig, und die

Mehrheit der Aktionäre war für einen Verkaufsabschluß. In einigen Tagen sollte Beschluß darüber gefaßt werden.

Tesmer war für ein Abwarten auf bessere Preise. Er hatte, wie er verbreiten ließ, sichere Nachrichten, daß eine Spekulation auf einen späteren Verkaufstermin einen enormen Gewinn versprach. In Wahrheit war er vom Gegentheil überzeugt. Aber da ein günstiger Abschluß vielen seiner Schuldner wieder etwas auf die Beine helfen mußte und auch den Einfluß seiner Gegner, der Großbauern, stärken würde, setzte er alle Hebel in Bewegung, den Verkauf des Zuckers zum gegenwärtigen hohen Preise zu vereiteln. Gelang ihm dies, dann war er Herr der Situation; denn er wußte, daß dann auch einige Großbauern geneigt sein würden, von ihren Antheilen an diesem gewinnarmen Unternehmen loszukommen. Als Hauptaktionär hatte er selbst zwar einen beträchtlichen Schaden, aber dieser wurde reichlich wieder eingebracht, wenn er erst unumschränkter Herr der Fabrik war. Wenn die kleinen Aktionäre nur zur Hälfte zu ihm standen, fehlte ihm nur noch ein geringes zur Durchsetzung seines Antrages. Und dieser einen Hälfte war er sicher, denn sie bestand aus seinen Schuldnern.

Die Gegenpartei war indessen auch nicht faul. Steinig und Berger, seine erbittertesten Feinde, machten die eifrigste Propaganda für ihren Antrag. Nach den bestimmten Erklärungen ihrer Freunde hatten sie die Majorität.

Tesmer, der seine Niederlage kommen sah, war wüthend und entschloß sich in letzter Stunde zu einem Gewaltstreich. Er wußte, daß der Bauer Schulze zu denen gehörte, die ihren Fabrikantheil mit einem nennenswerthen Gewinne vielleicht weggeben hätten. Wie damals bei der Gründung der Fabrik wandte er sich auch diesmal an die richtige Stelle: an die Frau Schulze. Tesmer bot ihr ein Bedeutendes über den ursprünglichen Preis der Antheile und kam noch kurz vor der Sitzung in den Besitz der Schulze'schen Aktien. Er hatte die Majorität in der Versammlung.

Als kurze Zeit darauf die Zuckerpriese rapide heruntergingen, war das Schicksal der Fabrik entschieden. Tesmer wartete nur noch den Wahllag ab, um die Antheile der kleinen Bauern an sich zu bringen, nachdem er ihre Gütchen aufgelaufen hatte. Vorläufig hielt er es nicht für gerathen, offen als Vernichter dieser Bauernexistenzen aufzutreten, sondern wollte sich noch mit der Rolle des einflußreichen Gelddarleihers begnügen. Nach der Wahl brauchte er weitere Rücksichten nicht mehr zu nehmen.

Noch besonders freute es ihn, daß er nun auch Dr. Thal gegenüber Herr der Situation war, denn diesen hatte er bisher stets als seinen gefährlichsten Gegner betrachtet. Dieser war Tesmer bis jetzt ohnmächtig gewesen, da jener, von der Gunst der bisherigen Majorität getragen, einstweilen unangreifbar war. Das hatte nun auch ein Ende.

Für Thal war dieser plötzliche Umschwung in den Machtverhältnissen der Fabrik allerdings ein schwerer Schlag. Da er mittellos war, konnte ihm der drohende Verlust seiner kaum erworbenen, einträglichen Stellung nicht gleichgültig sein, umso mehr als er durch die Verheirathung mit einer ebenfalls mittellosen Frau eine beträchtliche Last materieller Verpflichtungen auf sich genommen hatte. Er ahnte, daß ihm Tesmer, sobald es nur irgend möglich war, den Laufpaß geben würde.

Am meisten besorgt um den Verlust dieser guten Stellung war seine Frau. Die ehemalige Modistin hatte sich bereits so schön in ihre neue Stellung als Frau Direktor hineingelebt, daß sie ganz fassungslos war, als Thal ihr die drohende Umgestaltung ihrer Lage andeutete. Dann brach ihr Unmuth los.

„Das ist Deine Schuld! Warum hast Du nicht von Anfang an auf Tesmer's Seite gestanden! An Versuchen, Dich dahin zu bringen, hat es von seiner Seite doch nicht gefehlt. Aber natürlich das knauserige Bauernpack, dessen Interessen Dir ja so heilig waren, stand Dir näher.“

„Ich habe meine Pflicht gethan, Lucie, und würde heute im gleichen Falle ebenso handeln. Außerdem blieb mir keine Wahl, da ich damals von der Majorität der Bauern gerade so abhängig war wie heute von Tesmer.“

„Was heißt Pflicht? Die Sorge um Dein Wohl und auch das meine war eine größere Pflicht, und da Tesmer's

endlicher Sieg vorauszusehen war, durstest Du ihn nicht herausfordern!

„Ich, Tefmer herausgefordert?“ entgegnete Thal ärgerlich. „Thue mir den Gefallen, und verschone mich mit solchen Verdrehungen der Thatfachen. Du weißt so gut wie ich, daß Tefmer in offener und versteckter Form nichts weniger verlangte, als daß ich meine Chefs — und das waren bis vor kurzem eben die Majorität der Bauern — in ihren Interessen schädigen sollte. Wenn ich für eine solche Pflichtvergessenheit nicht zu haben war, verdiene ich doch wahrlich keinen Vorwurf. Im übrigen lebe ich nicht von Tefmer's Gnade, und wenn er meine Dienste nicht will, finde ich noch anderswo ein Unterkommen.“

„Ei freilich, Du mußt Deinen Kopf aufsetzen! Du würdest Dir ja auch zu viel vergeben, wenn Du Dich den Wünschen, meinetwegen auch Launen, eines so einflußreichen Mannes wie Tefmer fügen würdest! Und doch könnten wir so glücklich und behaglich unser Brot essen, wenn Du Deine moralischen Schrullen —“

„Genug! Kein Wort weiter! Ich kenne Deine Lebensgrundsätze bereits zur genüge und schenke Dir den Rest.“

(Fortsetzung folgt.)

## Perlen.

Die Perlen haben genau dieselbe Bildung, wie die Muschelschalen selbst. Die Schalen aber werden vom Mantel abgefordert. Der platte, von der Seite her zusammengedrückte kopflose Körper des Muschelthieres wird nämlich von zwei seitlichen Blättern eingeschlossen, welche hart an der inneren Schale anliegen und der Mantel genannt werden. Die beiden Mantelblätter sind an ihrem ganzen Rande hin frei und erscheinen nur an dem Schloßrande der Schale und an dem Saufe, der die Eingeweide umhüllt, angewachsen; sie umgeben daher das ganze Thier, wie ein loser, oben geschlossener Sauf. An dem formlosen, häßlichen Thierkörper ist nur der für die Perlenbildung wichtige Umstand zu erwähnen, daß das Ader-system, das besonders im Mantel und in den Eingeweiden sehr verästelt ist, sich frei nach außen öffnet, indem das farblose Blut in durchaus wendungslosen Kanälen fließt, so daß das Thier außer den Speifen, die es durch den Mund verschluckt, auch Wasser und die darin aufgelösten Nahrungsbestandtheile unmittelbar in sein Blut einführen, natürlich aber auch willkürlich einen Ader-Erloß veranstalten kann, ohne einer Verwundung zu bedürfen. Was die Bildung des Mantels angeht, so besteht die Hauptmasse der dünnen, an den freien Rändern verdickten Mantelblätter aus mannsfah gekreuzten Sehnen und Muskelfasern, die von vielen Gefäßen und Nerven durchzogen werden. Auf seiner inneren Fläche ist der Mantel von stets flimmernden Wimpern besetzt, die sich überhaupt auf fast allen Oberflächen, inneren wie äußeren, der Muschelthiere vorfinden und für das Athmen und Ernähren derselben von der größten Bedeutung sind. In dem Mantelrande, sowie an der äußeren Fläche derselben finden sich drüsige Bildungen, welche zur Absonderung der Stoffe dienen, aus denen die Schale zusammengefeht ist. Man findet deshalb zu den Zeiten, wo die Schalenbildung besonders lebhaft ist, eine milchige Flüssigkeit in dem Mantelrande, die mit Säuren aufbraust und vielen Niederschlag von kohlen-saurem Kalk enthält.

Die Muschelschalen selbst bestehen nun bei allen denjenigen Thieren, welche Perlen liefern, wie die Seeperlmuschel, Flußperlmuschel, Miesmuschel zc. aus drei verschiedenen Schichten. Die äußerste wird von einem zerreiblichen, meist schwärzlich grünen Ueberzuge von horniger Natur, der Oberhaut, gebildet, die aus dünnen Blättchen besteht. Auf diese Schicht folgt eine zweite, die aus unzähligen winzigen hornigen Säulchenzellen zusammengefeht ist, welche mit Kalkmasse gefüllt sind. In dieser Lamellenschicht sind hauptsächlich die verschiedenen Pigmente abgelagert, welche manche Muschel so herrlich färben. Die dritte innerste Schalenschicht hat einen blätterigen Bau und eine gleichförmige Grundmasse, welche äußerst fein gestaltet erscheint und durch die Brechung des Lichtes den eigenthümlichen Perlmutterglanz hervorbringt, welcher so vielen Muscheln eigenthümlich ist. Untersuchen wir nun den inneren Bau einer Perle, so finden wir, daß derselbe, ähnlich den Häuten einer Zwiebel, aus lauter konzentrischen Zwiebeln besteht, welche um einen Mittelpunkt herum, ein Sandkorn, ein Insekt zc. abgelagert sind. Die Perle ist nämlich nicht das Erzeugniß des regelmäßigen Lebens, sondern eine Art Krankheitsprodukt. Das Muschelthier wird durch irgend ein fremdartiges Körperchen, welches in seinen Leib eingebracht ist, gereizt, Perlenmasse an Stellen abzusondern, wo es im gefunden Zustande nicht geschieht.

Die reinsten Perlen findet man in der Seeperlmuschel. Jedoch fand man auch hin und wieder in der Elster in Sachsen, Wottawa in Böhmen, Siz in Bayern Perlen, welche den schönsten orientalischen an Reinheit des Wassers nichts nachgaben.

Schon in den ältesten Zeiten gehörten Perlen zu den größten Kostbarkeiten. Theophrast erwähnt zuerst ihre Anwendung zu kostbaren Halsbändern oder Halskürnen. Bei den nachberauschten Babyloniern, den üppigen Medern, den in verweichlichten Genüssen schwelgenden Persern, überhaupt bei den meisten damaligen in der

Geschichte epochemachenden Völkern Asiens und Afrika's wurden die Perlen mit Gold aufgewogen. Die persischen Großen trugen im rechten Ohre zum Abzeichen ihrer Würde ein Ohrgehänge mit Perlen. Auch in Athen trugen die Knaben der Vornehmen als Abzeichen edler Geburt im rechten Ohr ein goldenes Gehänge mit Perlen, während die Mädchen, wie bei uns, in beiden Ohren Gehänge trugen. Bei den alten Aethiopiern und Ägyptern umgaben sich die Fürsten und Vornehmen des Landes mit Perlenschmuck, und ebenso eng sind auch die Perlen mit den Sagen und der frühesten Geschichte Indiens verknüpft. Nach der indischen Tradition soll der Gott Wischnu, das Symbol der erhaltenden Kraft in der göttlichen Natur, die Perlen zuerst entdeckt und sie als Verzierung angewandt haben, um seine Tochter damit zu schmücken; daher sind die ersten Anfänge ihrer Gewinnung in Indien in mythisches Dunkel gehüllt. Indische Frauen trugen seit den ältesten Zeiten Goldzierrathen, Schildpatt und Elfenbein, reich mit Perlen besetzt; ihre Haare schmückten sie mit Blumen und durchwoben sie mit Perlenkürnen, ebenso zierten sie Hals und Ohren mit denselben. Merkwürdig war das Geseß bei den Indern, daß derjenige, der die Perlen und Edelsteine schlecht durchbohrte, nicht allein den Schaden ersehen mußte, sondern auch noch eine Geldstrafe zu entrichten hatte. Wer solche Kostbarkeiten aber stahl, hatte sein Leben verwirkt.

Daß die ältesten Kolonien der Phönizier, welche schon früh durch die arabische Sandwüste den Weg nach den persischen Bahrein-Inseln gefunden hatten, und die Pflanzstätten Griechenlands in Klein-Asien und Italien die Perlen kannten und schätzten, daß Hellas und Rom sie benutzten, ist durch geschichtliche Ueberlieferungen festgesetzt. Allgemeiner wurde ihr Gebrauch, seit die römischen Adler dauernd bis Syrien und Ägypten vorgebrungen waren. Pompejus, der siegreiche römische Feldherr, der Eroberer des Pontus und Syriens, fand in dem Palaste des Mithridates einen so bedeutenden Schatz edeler Perlen, daß dem capitolinischen Jupiter in Rom ein ansehnliches Weihgeschenk davon dargebracht werden konnte, und zwar in einer solchen Menge und Auswahl, daß dasselbe später ein beträchtliches und höchst werthvolles Perlenmuseum bildete. In seinem dritten Triumphzuge (61 n. Chr.) führte Pompejus 33 Perlenkronen und sein Bildniß in Perlenmosaik auf. Diese Pracht mußte bei den Römern, die überhaupt das Seltene liebten, Lust zum Besiß eines so kostbaren Naturerzeugnisses erwecken; so erzählt Arrian, daß die Kaufleute, welche in Indien Waaren einkaufen, zu seiner Zeit viele Perlen von dort brachten, die von den reichen Römern so gierig gesucht wurden, wie früher von den begüterten Griechen. Die Perlen wurden namentlich auf der Insel Epibodorus durchbohrt, woher auch mit Perlen gestickte baumwollene Zeuge kamen, die den römischen Damen zu Halsbändern an ihren Kleidern dienten.

Vom letzten Jahrhundert v. Chr. an wurde in Rom und den dazu gehörigen Ländern ein unbeschreiblicher Luxus mit Perlen getrieben, und diese sich steigende Liebhaberei erreichte, je mehr das Weltreich dem Verfall entgegenging, den höchsten Gipfel. Viele Christsteller jener Zeit eiferten gegen diese verderbliche Manie. So klagt z. B. Seneca, der Unsim der Frauen ginge so weit, daß sie sich nicht eher vor ihren Männern beugten, bis das doppelte oder dreifache väterliche Vermögen in ihren Ohren baumelte. Die römischen Damen trugen Halskürnen aus Perlen, die eine Million Sesterzien oder 100 000 Gulden kosteten, Busengeschmeide, worin 34 halbkugelförmige Perlen mit 34 zylindrischförmig geschliffenen Edelsteinen abwechselten, mit kostbaren Perlen besetzte Kleider, Schuhe, Armspangen und dergl. Julius Cäsar schenkte der Servilia, der Mutter des Marcus Brutus, eine kostbare Perle, die er in Ägypten erbeutet hatte, im Werthe von sechs Millionen Sesterzien, also etwa einer Million Mark. Eine andere werthvolle Perle, welche im Besiß der Königin Kleopatra gewesen, wurde nach deren Tode durch einen römischen Gesandten dem damaligen Imperator Septimius Severus für seine Gemahlin überreicht, der, um dem übertriebenen Perlen-Luxus durch ein öffentliches Beispiel entgegen zu treten, befahl, dieselbe zum Wohle des Staates zum Verkauf anzubieten. Da sich aber kein Käufer fand, der sie nach ihrem Werthe bezahlen konnte, ließ sie der Kaiser in zwei Hälften der Göttin Venus, deren Statue im Pantheon stand, als Ohrgehänge weihen, indem er erklärte, die Kaiserin würde ein böses Beispiel geben, wenn sie so unbezahlbare Kleinodien trage. Lollia Paulina, die Gemahlin des tolen Caligula, trug bei einem Mahle allein für 40 Millionen Sesterzien Perlen und Smaragden an Kopf, Hals- und Armschmuck, ja sie trieb die Verschwendung sogar so weit, ihre Möbel und Schuhe damit zu verzieren. Nero streute Perlen auf seine Lagerstätte aus und überhäufte seine Günstlinge mit denselben.

Um die Verschwendung auf die Spitze zu treiben, löste man Perlen in Essig auf und nahm diesen Kalktrank, natürlich nicht, weil er besonders wohlschmeckend, sondern eben der Gipselpunkt der Verschwendung war. So that dies zum Beispiel Claudius, der bei einem Mahle aus dem Ohrgehänge der Metella eine Perle im Werthe von einer Million Sesterzien in Essig trank; auch Kaiser Caligula trank aufgelöste Perlen. Kleopatra, welche die zwei größten und schönsten Kugelperlen, die das Alterthum kannte, besaß, ging einst mit Antonius eine Wette ein, daß sie in einer Mahlzeit 10 Millionen Sesterzien verzehren wollte. Antonius, dem dies ungläublich schien, wurde davon überzeugt, als Kleopatra eine dieser Perlen aus ihrem Ohrgehänge nahm, sie in Essig auflöste und herunter schlürfte. Sie

wollte es dann mit der zweiten ebenso machen, aber die Tischgenossen hielten sie davon ab und erklärten die Wette für gewonnen.  
 Merkwürdig ist, daß auch auf der westlichen Hemisphäre bei den amerikanischen Urbewohnern schon lange vor der Entdeckung des neuen Welttheils der Perlenlurus in der üppigsten Blüthe stand. Im alten Peru standen sie in so hohem Ansehen, daß nur Abkömmlinge von königlichen Geblüth Perlen tragen durften, und der Tempel Montezuma's in Mexiko war nach Art des Tempels Salomon's mit Gold- und Silberblech ausgeschlagen, auf welcher kostbarem Grunde die werthvollsten Perlen angebracht waren.

Daß man schon frühzeitig begann, einen so kostbaren Gegenstand, wie die Perlen, nachzuahmen, ist nicht verwunderlich. Die Erfindung der Kunst, echte Perlen nachzuahmen, schreibt man allgemein einem Verfertiger von Rosenkränzen, namens Jacquin, zu, welcher im Jahre 1608, gegen das Ende der Regierung Heinrichs IV., lebte. Derselbe bemerkte einst auf seinem Landhause zu Passy, als er in einem Kübel Fische von der Gattung der Weißbarsche (*Leuciscus alburnus*) wusch, daß der Ueberzug, welcher sich durch die Reibung von den Bauchschuppen derselben löst, dem Wasser einen silbernen Schmelz erteilte. Da er erkannte, daß dieser Silbereschimmer ganz den Schmelz der Perlen hatte, kam er auf die Idee, die einzelnen Stäubchen durch einen zähen Schleim mit einander zu verbinden, mit dieser Flüssigkeit, der er den Namen Essence d'orient gab, das Innere kleiner dünner Glaskugeln auszugießen und dieselben dann vollends mit Wachs zu füllen. Dieses Verfahren ist auch jetzt noch im großen und ganzen für die Erzeugung imitirter Perlen gleich geblieben, und man bringt mit denselben Perlen von solcher Schönheit hervor, daß sie selbst Kenner nicht gleich von echten unterscheiden können. —  
 (Nach der „Köln. Volkzeitung“.)

### Kleines Feuilleton.

— Zur Geschichte der Ansichtskarten. Auch die Ansichtskarte hat ihre Geschichte, so schreibt das Wiener „Freundenblatt“. Als ihr Erfinder wird ein deutscher Lithograph, Miesler mit Namen, bezeichnet, dem aber, wie so vielen Erfindern, die Vortheile der Erfindung von anderen, die praktischer an die Sache herangingen, entwunden worden sind. Anfangs der sechziger Jahre, als Miesler die ersten Berliner Ansichtskarten herstellte, gab es noch keinen Gebrauchsmusterschutz, und übrigens dürfte er damals kaum seiner Idee eine große Tragweite beigemessen haben. Heute giebt es in Deutschland allein an sechzig Fabriken, die für Postkarten mit Ansicht Sammelalben herstellen. Der „Postkarte mit Ansicht“ haben sich bereits zwei besondere Fachzeitschriften gewidmet, und natürlich besteht auch schon ein „Allgemeiner Zentralverband für Ansichtskartensammler“, der unter anderem auch den Zweck verfolgt, die Mitglieder vor unreellen Händlern — auch diese giebt es schon — zu beschützen. Mehr als ein Dutzend hervorragender lithographischer Anstalten in Berlin, Leipzig, Eisenach, München, Stuttgart, Frankfurt, Würzburg, Nürnberg und an anderen Orten beschäftigen sich heute ausschließlich mit der Herstellung von Postkarten mit Ansicht; Künstler von Ruf und betitelt Professoren wirken häufig hierbei mit, und der Lithograph braucht manchenmal, um die Entwürfe mit der nöthigen Präzision auf den Stein zu bringen, eine Arbeit von zehn Wochen für eine einzige Karte. Aquarelldruck, Buntdruck, Gummiistenpel, Holzschnitt, Krebdrucke, Lithographie, Lichtdruck, Zinkdruck, Photolithographie, Photographie und Prägedruck, in allen Gattungen werden die Bilder hergestellt. Wie bereits bemerkt, ist Deutschland die Heimath der neuen Industrie und es hat auch heute noch die führende Rolle. Karten von Rom, von Petersburg, von Griechenland, von San Francisco, von Jangibar, von Tirol, von der Schweiz, ja sogar von Wien und anderen niederösterreichischen Orten werden draußen hergestellt und hier verkauft. —

— Eine eigenthümliche Rolle unter den Zahlen spielt die 9. Daß der Aberglaube ihr mancherlei wunderthätige Kräfte zuschreibt, ist wohl bekannt; merkwürdiger aber ist diese Zahl in arithmetischer Hinsicht. Schon 1758 stellte der französische Philosoph Fontenelles, welcher übrigens gerade 99 Jahre wurde, fest, daß jedes Produkt der Zahl 9 in der Quersumme wieder eine 9 ergibt; z. B.

$$2 \times 9 = 18; 1 + 8 = 9, \\ 8 \times 9 = 72; 7 + 2 = 9 \text{ u. s. w.}$$

Eine andere interessante Eigenschaft der 9 entdeckte der Mathematiker de Mairan. Viefst man eine mehrstellige Zahl von rückwärts und subtrahirt sodann die kleinere von der größeren, so ergiebt das Produkt entweder 9 oder wieder ein Produkt von 9, das in der Quersumme auch wieder auf 9 hinausläuft; z. B.

$$17, \text{ umgekehrt } 71 : 71 - 17 = 54 = 6 \times 9 (5 + 4 = 9).$$

$$31, \text{ umgekehrt } 13 : 31 - 13 = 18 = 2 \times 9 (1 + 8 = 9).$$

$$1880, \text{ umgekehrt } 0881 : 1880 - 0881 = 999 = 11 \times 9 \\ (9 + 9 + 9 = 27; 2 + 7 = 9).$$

Die 9 kommt also stets als Wurzel wieder heraus. Die gleichen Verhältnisse ergeben sich indessen auch bei Cuben und Multipliziren mit 4 entstehenden Produkten. So ist z. B.  $10 \times 4 = 40$  und 4 mal die umgekehrte Zahl 01 giebt 4. Der Cubus von 12 ist 1728, der der umgekehrten Zahl 21 ist 9261. Die Differenz zwischen 9261 und 1728 beträgt 7533, welches ein Produkt von 9 ist: denn  $837 \times 9 = 7533$ . Ebenso ergeben die Quersummen von 1728, 9261, 7533 und 837 stets  $18 = 2 \times 9$ , oder in der Quersumme  $1 + 8 = 9$ . Die interessante Spielerei läßt sich bei allen Cuben der Zahlen von 12 bis 21 verfolgen. Aehnliche Eigenschaften wie

die 9 hat übrigens die 37. Multipliziert man sie mit 3 oder mit einem Produkt von 3 (bis 27), so erhält man als Produkt eine dreistellige Zahl, deren Ziffern gleich lauten und in der Quersumme stets den Multiplikator ergeben; z. B.:

$$37 \times 3 = 111; \quad 1 + 1 + 1 = 3, \\ 37 \times 6 = 222; \quad 2 + 2 + 2 = 6, \\ 37 \times 9 = 333; \quad 3 + 3 + 3 = 9, \\ 37 \times 18 = 666; \quad 6 + 6 + 6 = 18, \\ 37 \times 27 = 999; \quad 9 + 9 + 9 = 27.$$

### Literarisches.

— „Gerhart Hauptmann“ betitelt sich ein Buch von Adolf Bartels, das in nächster Zeit im Verlage von Emil Falber in Weimar erscheinen wird. Bartels, früher Redakteur der „Düsseldorfer“, ist jetzt Kritiker an den „Grenzboten“ und am „Kunstwart“.

### Theater.

Im „Neuen Theater“ des Herrn Lautenburg erlebte man gestern ein seltenes Vorkommniß. Ein Drama, das vor einiger Zeit in Paris ungewöhnliches Aufsehen machte, wurde hier ganz respektlos ausgehöhnt, und das von einem Publikum, das in einem höchst überflüssigen Prolog vorher als das herrliche „Tout Berlin“ angesprochen wurde. Der „Alt“ geschah in den berücktiigten rüden Formen, die dem Berliner Premierenpublikum, dieser Gesellschaft von Jobbern und Parvenus, eigenthümlich sind.

„La Douleureuse“ (Die Abrechnung) heißt die neue Komödie von Maurice Donnay; sie wurde von Frau St. Cöre, der Gattin von Jacques St. Cöre, der seinerzeit im „Panama“ eine übelberufene Rolle spielte, und der früheren Gattin Paul Lindau's in grausames Deutsch übertragen. Maurice Donnay gehört zum jüngeren Schriftstellergeschlecht in Paris. Sein Name hat Aufsehen gewonnen. Man zählt Herrn Donnay zu den wenigen Leuten, die sich bemühen, das französische Drama aus seiner gegenwärtigen Erstarrung und künstlerischen Noth zu befreien. Der jüngsten Komödie Donnay's wurde in Paris außerdem noch darum besondere Aufmerksamkeit geschenkt, weil das Sittenbild, das Donnay zu entwerfen versuchte, aus den Gesellschaftskreisen geholt ist, in denen die ungeheuerliche Panama-Korruption möglich war.

Der Begriff „La Douleureuse“ ist dem besonderen Pariser Jargon entnommen. Es bedeutet die Rechnung etwa, die der Kellner im Gasthaus dem lustig drauf los zechenden Gast zum Schluß überreicht, wie im übertragenen Sinne die Sühne für alle Schuld, die der unbestimmte Mensch im flotten Lebenstempo auf sich geladen hat und die sich doch endlich einmal meldet. So wird in „La Douleureuse“ der Börseemann Ardan von üppiger Lebens-tafel abgerufen. Wie Bankier Reimach seinerzeit erschießt er sich, als das Panamagebäude zusammenbricht. Seine Gattin, die den Verhassten betrogen hat, erlebt auch ihren schweren Bußtag, als ihr zweiter Liebhaber von dem Ehebruch der verehrten Frau erfährt und sie wie eine Unreine von sich stoßen will. Es ist übrigens ein wunderlicher Heiliger, dieser satirisch angeschaute Bildhauer Philipp. Wie ein Sonntagsprediger weiß er feierlich vom gestörten sozialen Gleichgewicht zu reden, wenn irgendwo ein Menschenkind sich vergeht; und doch schleicht er selber ins Haus Ardan's, um mit dessen Gattin zu lieben und ist in echt männlicher Eitelkeit über den Ehebruch von Frau Ardan empört, der „vor seiner Zeit“ sich abspielte. War er doch nicht die Ursache zum ersten Ehebruch. Auch ihm wird seine Rechnung präsentiert; die Tragikomödie aber endet mit einem Vergleich. Die verwitwete Frau Ardan und Meister Philipp vereinigen sich und wollen die Bitterkeiten vergessen.

Herr Donnay ist gewiß ein Mann von Geist. Er kann das Wort schleifen, schärfen und spizen, er kann trefflich und böshast zugleich sowohl über die Eitelkeit des Mannes, wie über die Schwächen der Frau plaudern, die inmitten des herbsten Lebensschmerzes nicht vergißt, ihr vermeintes Gesicht frisch zu pudern. Das alles aber giebt keine Komödie, höchstens satirischen Ingrimm. Denn der espritreich-Plauderer giebt keine gestaltende Kraft, man hört Ausprüche mancher Art und Bonmots über „den Mann“, die Frau, und kein bestimmter Mann, keine bestimmte Frau, kein besonderes Lebensschicksal beschäftigt die Einbildungskraft des Hörers. Für einen Satiriker, wenn er wirklich vom Jorn übermannt wird, bietet sich in dem Panama-Hintergrund ein unvergleichliches Thema. Aber wie seine viel redenden Personen, von denen jede nach dem Esprit des Verfassers spricht, schattenhaft verrinnen, so verrinnt dem Autor auch das Panama zum wihigen Spiel. Da lobt er keine brennende Gluth; und so mußte die weit-schweifige Plauderei über alles mögliche auf der Welt, so wihig und fein sie im einzelnen sein mag, ermüden. Wo es Ernst erwartet, läßt das Publikum ungern mit sich spielen.

Die Hauptdarsteller, Herr Ferno und Frä. Reisenhofer wurden durch die Unruhe im Hause selbst bald in Verwirrung gebracht. Auch sie wurden aus der Stimmung gerissen.

### Kunst.

— Eine neue Liebhaberkunst. Zu den zahlreichen künstlerischen Beschäftigungen, welche namentlich von Damen geübt werden, scheint eine neue Technik zu kommen, die bei einiger zeichnerischer Fertigkeit hübsche Wirkungen verspricht. Sie besteht in einer Art Lederätzung, indem mittelst alkalischer Weizen auf lohgarem Leder dunkelbraune bis nahezu schwarze Zeichnungen

hervorgebracht werden. Letztere lassen sich sowohl in Strichmanier als auch in gefuchter Manier darstellen und erhalten damit manchen Vorzug gegenüber dem Verfahren mit dem Brennstift, der ähnliche Effekte von geringerer Vollkommenheit zu geben vermag. Nach einem Bericht des „Allg. Anzeiger für Buchbindereien“ sind zu dieser Kunsttechnik nur eine Lauge in verschiedener Verdünnung und an stelle eines Pinsels ein Filzstift zur Anlegung von Flächen erforderlich und wären damit die Nachtheile, welche der Gebrauch des Benzin-Brennstifts im Gefolge hat, auch als beseitigt anzusehen. —

**Erziehung und Unterricht.**

— Der Karlsruher Stadtrath hat den Beschluß gefaßt, das dortige Mädcheneugnasium vorläufig in seine Verwaltung zu nehmen und sofort in Verhandlungen behufs neuer Organisation der Schule einzutreten. —

**Volkskunde.**

— Aus Schaeffel, Kreis Rotenburg in Hannover wird dem „Rotenbg. Anz.“ geschrieben: Hier zu Lande, besonders auf den umliegenden Dörfern besteht noch vielfach die Sitte und der Brauch, daß, wenn der Junge oder das Mädchen das heirathsfähige Alter erreicht haben, die Alten, Freemaaters genannt, losziehen von Ort zu Ort und ausspüren und nachfragen — wo väl Geld dat Hinnerl oder Trina hett, wo väl Morgen Land un Wischen un wat süß noch all is. Da werden denn manchmal drollige Sachen erzählt. Unter anderem soll eine alte Frau, zu der auch die Freemaaters gekommen sind, gesagt haben: Wie heft Hus un Hof, wie heft Land un Wisch, Gößs un Manten, wie heppt to leben un to geben, mi dücht, see schüllen sieh man nehmen. — Wenn die Alten dann die Sache abgemacht, giebt's seitens der Jungen kein Wenn und Aber, und so kann es kommen, daß Braut und Bräutigam sich vorher kaum kennen, ja sich manchmal in ihrem Leben noch nicht gesehen haben. Daß es wirklich vorkommt, zeigt folgender Fall. Also der Vater des Bräutigams und letzterer fahren zusammen hin, um die Braut zu besuchen. Im Hause der Braut angekommen, geht der Bräutigam in die Dönsen (Stube), da findet er denn ein Mädchen. Halt, denkt er, schön see dütt woll wä'n, aber er getraute sich erst gar nicht recht. Schließlich rafft er sich zu der Frage auf: „Bist Du de Brut?“ „Ja Junge, dat bün ich, Du bist woll de Brögam.“ —

**Medizinisches.**

k. Zur Röntgen-Photographie. Eine interessante Mittheilung aus der Lepen'schen Chariteeklinik zu Berlin bringt die „Deutsche Med. Wochenschrift“. Einer der seltenen Fälle von gänzlicher Umlagerung der Brust- und Baucheingeweide, der bei einem in die Charitee eingelieferten 19jährigen Dienstmädchen klinisch diagnostizirt wurde, konnte durch die Röntgen-Photographie sicher erwiesen werden. Auf dem Wilde zeigt sich deutlich der Schatten des Herzens, der Milz und des Magens auf der rechten Körperseite, während der Schatten der Leber sich klar links präsentirt. Beschwerden hat übrigens die Kranke in diesem Falle von der Umkehrung ihrer Eingeweide an sich garnicht. —

**Geographisches.**

i. c. Eine Nordpol-Expedition in Kanada. In der Festversammlung, welche die britische Gesellschaft zur Beförderung der Wissenschaften in der kanadischen Universitätsstadt Toronto abhielt, gab der Sekretär der Geographischen Gesellschaft, Scot Skeltie, in einem längeren Vortrage genauen Aufschluß über den Plan einer Nordpol-Expedition, welche im nächsten Frühjahr von Kanada aus nach der amerikanischen Seite des Nordpols abgehen soll. Mit den wissenschaftlichen Vorbereitungen zu denselben ist Lieutenant Peary beauftragt, welcher bereits mehrfach die Meeresstraße zwischen Nordamerika und den Polarländern befahren und über dieselbe genaue Karten aufgezeichnet hat. Dagegen sind die amerikanischen Polarländer selbst bisher noch weit weniger bekannt als die auf der europäischen Seite gelegenen, obgleich die ersteren zu meist ein zusammenhängendes Ganze darstellen und deshalb wohl auch leichter zu erforschen wären. — Die Kosten für die kanadische Expedition werden voraussichtlich zur Hälfte den Stiftungsgeldern der Universität Toronto entnommen, zur anderen Hälfte von der kanadischen Regierung aufgebracht werden. —

**Humoristisches.**

— Der Bärenjäger von Primiero. In Primiero (Südtirol) verbreitete sich jüngst das Gerücht, daß ein gewaltiger Nimrod, ein in Jägerkreisen wohlbekannter „Lateiner“, in Gesellschaft eines Treibers einem riesigen Bären begegnet sei und diesem eins auf den Pelz gebrannt habe, worauf Meister Peh sterbend in einen Abgrund gepurzelt sei. Einige Tage später war es erst gelungen, die Jagdbeute mit Seilen aus der Schlucht herauszubekommen. Es war 11 Uhr vormittags, als am Hauptplatz ein von einem Esel gezogener Karren erschien, auf dem ein lapidaler männlicher Bär, in Buchenlaub gebettet, lag. Daneben ritt hoch zu Esel und stolz der mit langen Farventräutern geschmückte Nimrod, ihm gegenüber mit dem Delzweig in der erhobenen Hand der freudestrahlende Treiber, eine Unmasse von Volk im Gefolge. So hielt der tapfere Schütze mit der Beute seinen Einzug. Da es sich jedoch

um eine Schießprämie von 31 fl. 50 kr. und um eine von den Gemeinden ausgelegte bedeutend höhere Belohnung handelte, mußte der Thierarzt die Bestie untersuchen. Der Befund lautete für den Nimrod geradezu niederschmetternd. Meister Peh, der übrigens bestialisch stark, wies keine einzige Schußwunde auf, außer einem geringfügigen Schrottschusse an der Unterlippe, der ihm ohne Zweifel erst nach dem Tode applizirt worden war. Der Bär — so lautete das thierärztliche Gutachten — ist vor so und so viel Wochen aus unbekannter Ursache (wahrscheinlich aus Altersschwäche) in irgend einem Felsenwinkel verendet. Der im Triumph aufgebrachte Bär wurde sohin zu Ruh und Frommen des Publikums reichlich mit Karbolsäure traktirt und sofort zu Grabe geleitet, während der Nimrod mit sammt seinem Treiber mit langer Nase ganz kleinmüthig abzog. —

— Musikalische „Lebensregeln“. Sei klug wie „Eisz“ — Fromm wie „Beet-hoven“ — Partiführend wie „Mo-zart“ — Trittsfest wie ein „Schu-mann“ — Gutes wirkend wie ein „Weber“ — Erfrischend wie ein „Bach“ — Friedfertig wie „Händel“ — Denk' an das „Verdi“-nen — Schau Deinen Nächsten nicht „Trist-an“.

**Vermischtes vom Tage.**

— Der durch das Hochwasser im Kreise Hirschberg angerichtete Schaden beträgt 8500585 M.; davon entfallen 1107294 M. an öffentlichen und 2393291 M. an Schäden an Privateigenthum. Die Gesamtsumme der eingegangenen Unterstüzungen beträgt bisher 141445 M. —

— In Osterfeld wurden unlängst in der Nacht sämtliche aushängende Barbierbecken der Stadt an dem Erker des Hauses befestigt, in dem der Bürgermeister wohnt. —

— In Groß-Besten hat man am letzten Sonntag mit dem „Hammer“ zum Besuch des Gottesdienstes eingeladen. Bevor aber der Hammer herum war, hatte der Gottesdienst schon sein Ende erreicht. —

— Auch in Büchow (Hannover) ist der Typhus aufgetreten. —

— Der Wiener Schriftsteller Anton Smital hat sich vergiftet. Smital, von dem die Uebersetzung des von uns veröffentlichten Romans „An den Schneidemaschinen“ herrührt, war ein talentvoller Schriftsteller. Außer Uebersetzungen aus dem Griechischen hat er auch eine ganze Reihe selbständiger Arbeiten veröffentlicht, die besonders durch die klare Beobachtungsgabe des Autors auffielen. Das Glück hat ihm nie gelächelt. Zuletzt war er Korrektor bei einer Wiener Wochenschrift. —

— Mit der Zigarette im Munde und einer vollen Rognakflasche hat sich in einem Wiener Hotel ein junger rumänischer Rentier erschossen. —

— Zwei Pferdelängen voraus. Anlässlich des Thronbesteigungs-Festes richtete der Marschall Edhem Pascha ein Ergebnheits-Telegramm an den Sultan. Der Sultan dankte. Nun ließ der Marschall ein zweites Telegramm los. Es lautet: „Diese hohe Gunst, dieses Telegramm, von dessen Worten jeder Buchstabe weit mehr Werth, als ein unschätzbarer Edelstein besitzt, hat bei allen ein Gefühl der Dankbarkeit hervorgerufen. Die zu Gott erhobenen Rufe: „Padischahim tschok yascha!“ haben die Luft erfüllt.“ —

— In Brügge wurde ein Gutsbesitzer von seiner Frau während des Mittagessens erschossen. —

— Das Dorf Montemaro im ligurischen Apennin (Italien) ist vollständig niedergebrannt; 42 Wohnhäuser und die Kirche wurden durch die Flammen zerstört. —

— Ueber Schwemmung. In der Provinz Ciudad Real (Spanien) ist der die Stadt Baldepenas durchfließende Gebirgsbach aus den Ufern getreten und hat arge Schäden verursacht, welche auf mehr als 5 Millionen Pesetas geschätzt werden. Bisher wurden mehrere Leichen aufgefunden, doch ist die Zahl der Opfer noch nicht festgestellt. —

— Der Dampf-Walfischfahrer „Nuarch“ ist im Nordpolarmeer zerschellt. 42 Seelente wurden vom Eise zermalmt, 11 erfroren. Der Kutter „Bear“ sah die Nothsignale des „Nuarch“ bei Point Barrow und reitete den Kapitän, dessen Frau, den ersten und vierten Offizier und vier Seelente. Neun Matrosen wollten das Schiff nicht verlassen. Sie sind höchstwahrscheinlich nicht mehr am Leben. —

— Eine außerordentliche Hitze herrscht gegenwärtig in den Vereinigten Staaten, von der atlantischen Küste bis nach Chicago. In Chicago sind mehrere Personen am Sonnenstich gestorben. —

i. c. In Neu-Süd-Wales (Australien) sind neuerdings reichhaltige Goldadern aufgefunden worden. Die Kunde hiervon hat in Sidney und Melbourne ein neues Goldfieber hervorgerufen. —

— Blühend! Folgende Stillblüthe fand sich vor einigen Tagen in einer großen politischen Zeitung: „Betrachten wir vor allem den Spanier. Er ist ein aus Römern, Arabern, Gothen, Franzosen und Zigeunern zusammengesetzter Typus, der aus der Verknüpfung eines andalusischen Stiers mit einer Pariser Tanzheuschrecke hervorgegangen zu sein scheint.“ ...